

# **Liminale Räume**

## Straßengewalt im ostdeutschen Umbruch und der Mord an Amadeu Antonio

---

*Franka Maubach*

Straßen und Plätze, Bushaltestellen und die Fahrt mit der Straßenbahn. Für die privilegierten Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft stellen diese Orte Zwischenstationen auf dem Weg durch den Alltag dar: zur Arbeit oder zum Einkaufen, auf eine Konferenz, in den Urlaub oder wieder nach Hause. Sie gelten als Orte des Wartens oder der Eile, als Orte jedenfalls, an denen nicht viel passiert, vor allem nichts Relevantes, und die darum in der (geschichtswissenschaftlichen) Forschung keine große Rolle spielen. Als unscheinbare Orte alltäglichen Transits, die schnell wieder verlassen werden, haben sie keine Bedeutung.

Gerade wegen der vorbewussten, alltäglichen Nutzung dieser öffentlichen Orte stellt es eine nicht zu unterschätzende kognitive Leistung dar zu erkennen, dass sie in der ersten Hälfte der 1990er Jahre, in den »Baseballschlägerjahren«, für bestimmte Gruppen in der Gesellschaft zu sich ausweitenden Gefahrenzonen gerieten, zu liminalen Räumen, in denen der Alltag stets in Gewalt umschlagen konnte.<sup>1</sup> Das bedeutet nicht, dass Gewalt in der Gesellschaft zu einer alltäglichen Erscheinung geworden wäre, der Ausnahmezustand für einige zum Normalfall für alle. Für all diejenigen aber, die von den (meist männlichen) rechten Tätern als »nicht deutsch« oder politisch links identifiziert wur-

---

1 Liminalität wird in der Regel, ausgehend von Victor Turners anthropologischem Modell, als zeitliches Konzept verstanden, das ein Davor und Danach von der liminalen Situation des ›Dazwischen‹ abgrenzt. Angeregt vom Bild des ›Grenzgangs‹ schlage ich hier eine konkret raumbezogene Verwendung vor. Transitorte wie Straßen oder Bushaltestellen stellen dabei »Verräumlichungen des Dazwischen« dar. Vgl. Isabella Au-gart/Sophia Kunze/Teresa Stumpf: »Zur Einführung«, in: dies. (Hg.): Im Dazwischen. Materielle und soziale Räume des Übergangs, Berlin 2020, S. 7–17, hier S. 14.

den, entwickelten sie sich zu Gefahrenzonen, in denen man nicht nur um seine körperliche Unversehrtheit bangen musste, sondern um sein Leben: Menschen wurden an Haltestellen verprügelt oder auf die Gleise gestoßen, in Bussen bedroht oder aus fahrenden Zügen geworfen, auf öffentlichen Plätzen erstochen oder durch die Straßen gehetzt, bei Autojagden von der Straße gedrängt, verletzt, ins Koma geprügelt oder totgetreten. Darum werden diese Räume für all diejenigen, die bedroht wurden oder Gewalt erlebt haben, für immer mit Todesangst verbunden sein.

Ziel und Zweck dieses Textes ist es, diese aus Straßen, Plätzen und Haltestellen bestehende Gefahrenlandschaft aus Sicht der Betroffenen zu erkunden und zu kartieren. Damit möchte ich nicht nur dafür sensibilisieren, dass das, was für die einen friedlicher Alltag ist, für andere zum ständigen Ausnahmezustand werden kann, zu einem auf Dauer gestellten und sehr gefährlichen »Grenzgang«. Ich möchte auch für eine raumbezogene Erfahrungs- und Mikrogeschichte rechter Gewalt in den 1990er Jahren plädieren.

## **1 Integrierte Geschichte: Gewalträume der Täter, Handlungsräume der Betroffenen**

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre, in den »Baseballschlägerjahren«, starben zahllose Menschen eines gewaltsamen Todes: Das quantitative Ausmaß dieser Straßengewalt ist den Zahlen und vor allem den Listen zu entnehmen, die staatlicherseits, aber auch von zivilgesellschaftlichen Akteuren und von den Medien seit Jahren zur »politisch motivierten Kriminalität« von rechts geführt werden.<sup>2</sup> Die immer länger werdenden Listen machen nicht nur das Ausmaß, sondern auch die Kontinuität rechter Gewalt deutlich. Dabei sind viele von zivilgesellschaftlichen Akteuren benannte rechte Gewaltverbrechen gar nicht in die amtliche Statistik aufgenommen worden; im Kontext von Überprüfungen auf Bundeslandebene haben sich die Zahlen sukzessive erhöht.<sup>3</sup> Die zivil-

---

2 Die staatliche Statistik für den Zeitraum 1990–2022 (113 Personen) liegt weit unter den Zahlen der *Amadeu Antonio Stiftung*, die davon ausgeht, dass über 200 Personen im genannten Zeitraum als Opfer rechter Gewalt starben: vgl. <https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/todesopfer-rechter-gewalt/> (letzter Zugriff 12.9.2023).

3 Vgl. für Brandenburg Christoph Kopke/Gebhard Schultz: Überprüfung umstrittener Altfälle, Todesopfer rechtsextremer und rassistischer Gewalt im Land Brandenburg seit 1990, 2015, <https://todesopfer-rechter-gewalt-in-brandenburg.de/wp-content/uploads/2021/12/MMZ-Forschungsbericht-Studie-Todesopfer-rechtsextremer-und-ras>

gesellschaftlich geführten Chroniken haben daneben den Charakter erinnerungskultureller Gedenkzeichen: Im emphatischen Sinne des »Say their Names« nennen sie die Namen der Opfer und skizzieren deren Biografien.<sup>4</sup>

Gleichwohl sind die wenigsten dieser Taten bislang zeithistorisch gründlich aufgearbeitet; es dominieren Wissenslücken. Dies gilt auch für den (juristisch nur als schwere Körperverletzung mit Todesfolge behandelten) Mord an Amadeu Antonio, der am 25. November 1990, anderthalb Monate nach der Vereinigung, von einer rechten Schlägertruppe ins Koma getreten und geprügelt wurde; er starb wenige Tage später, am 6. Dezember, im Krankenhaus.

Innerhalb der Geschichte rechter und rassistischer Gewalt nach der Wende nimmt diese Tat eine besondere Stellung ein: In Chroniken rechter Gewalt ist Amadeu Antonio eines der ersten (und sicher das bekannteste) Opfer nach der Vereinigung, die *Amadeu Antonio Stiftung* ist nach ihm benannt, in vielen Texten über rassistische Gewalt in den »Baseballschlägerjahren« taucht sein Name unweigerlich auf. Angesichts der gebotenen Kürze kann der Mord an Amadeu Antonio hier nicht umfassend betrachtet, sondern soll unter der vorgeschlagenen Perspektive interpretiert werden.

Zeithistorische Studien, in denen lokale Fallbeispiele rechter Gewalt raumbezogen und praxeologisch aufgeschlüsselt werden, gibt es bislang nur spärlich.<sup>5</sup> Dabei hat die geschichtswissenschaftliche Gewaltforschung der letzten Jahrzehnte, angelehnt an soziologische Überlegungen, immer wieder für die »dichte Beschreibung« und für ein situatives Verständnis von Gewaltkonstellationen plädiert. Weniger als eine Ursachensuche – man denke an den Diskurs über eine vermeintlich verlorene Jugend als Erklärung für die rechte Gewalt in den 1990er Jahren – solle die Gewalt selbst im Zentrum stehen. Meist wird ein »enger Gewaltbegriff« favorisiert, wie ihn schon Heinrich Popitz vorschlug: Gewalt wird als körperliche Gewalt engfasst.<sup>6</sup>

---

sistischer-Gewalt-in-Brandenburg-29062015.pdf (letzter Zugriff 12.9.2023). Im Zuge dieser Überprüfung wurde die Zahl der Todesopfer von 9 auf 17 angehoben.

- 4 Vgl. in diesem Sinne Thomas Billstein: Kein Vergessen. Todesopfer rechter Gewalt in Deutschland nach 1945, Münster 2020.
- 5 S. Michaela Christ: »Parallele Welten. Über die Macht der Gewalt und den Tod Farid Guendouls in Cuxhaven am 13. Februar 1999«, in: Maren Büttner/Christine Hartig/Tilmann Siebeneichner (Hg.): Montagen zur Herrschaftspraxis der Klassischen Moderne. Alltagshistorische Perspektiven und Reflexionen, Essen 2013, S. 97–124.
- 6 Vgl. Heinrich Popitz: Phänomene der Macht, Tübingen 2004 [1986], S. 84; Teresa Koloma Beck/Klaus Schlichte: Theorien der Gewalt zur Einführung, Hamburg 2014, S. 12.

Richtet man den Fokus weniger eng auf den Akt der Gewalt selbst, sondern betrachtet die konkreten Gewalträume und deren Wahrnehmung, aber auch die Erfahrungs- und Reaktionsweisen der (potenziell) von Gewalt Betroffenen, kommen weitere Dimensionen in den Blick: symbolische Gewalt, etwa Hakenkreuze an den Wänden, die den Raum markierten, oder Gewalt gegen Sachen. Um zu verstehen, wie die Gewalträume sich in der Wahrnehmung der Opfer ausweiteten, wie sich deren Bedrohungspotenzial erhöhte, ist dieses ganze Ensemble zu untersuchen. Eine solche Perspektive ermöglicht eine integrierte Geschichte rechter Gewalt im vereinigten Deutschland, die die von den Tätern kodierten liminalen Räume, in denen die Opfer sich bewegen mussten, ebenso sichtbar macht wie deren Handlungsräume, ihre *agency*.

Im Folgenden frage ich daher erstens, wie diese unscheinbaren Transitorte zu liminalen Gefahrenzonen wurden, die sich dadurch auszeichneten, dass in ihnen Alltag schnell in Gewalt kippen konnte: Welche raumkonstituierenden Strategien der Täter lassen sich herausarbeiten? Was waren die Codes, Verhaltensweisen und Praktiken, die die Gefahrenzonen markierten und definierten? Vor diesem Hintergrund betrachte ich, zweitens, den Mord an Amadeu Antonio. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Umfeld- und Folgegewalt, die die Drohkulisse auf Dauer stellte. Drittens geht es vor allem um die Gefahrenerfahrung der Betroffenen und um deren Umgang mit der Gewaltdrohung im Alltag: um ihre Selbstrettung und Selbstverteidigung, aber auch um migrantische Selbstorganisation, die zur Schaffung von Gegenräumen beitrug. Wie nahmen die Betroffenen diese Räume wahr, wie entzogen sie sich der Gefahr, wie reagierten sie auf die Gewalt?

Als Antwortversuch verfolge ich das Argument, dass rechte, gewaltbereite Gruppen die Transiträume des Alltags auf eine zwar eindeutige, aber zugleich differenzierte Art und Weise zum Gewaltraum umkodierten. Dabei entstand der Raum als Gewaltraum, um einen Gedanken von Martina Löw aufzugreifen, durch eine bestimmte (An)Ordnung von Menschen wie von Objekten und Symbolen auf Plätzen oder Straßen.<sup>7</sup> Dazu gehörten die notorischen Baseballschläger und Gewaltpraktiken wie das Schlagen oder Treten, aber auch Hakenkreuze an den Wänden oder geschrieene Slogans. Nur wenn man diese vielfältigen Codes und Praktiken genauer in den Blick nimmt und zueinander in Beziehung setzt, lässt sich deren Bedrohungspotenzial für die Betroffenen erschließen.

---

7 Vgl. Martina Löw: Raumsoziologie, Berlin 2023 [2001], S. 224.

Zwar waren es die Täter (und seltener: Täterinnen), die solche Gefahrenzonen schufen. Um aber einer täterzentrierten Perspektive vorzubeugen, die eigene Schwierigkeiten birgt und die Opfer oft außen vor lässt oder passiviert, wird das Täterhandeln hier nur abstrakt rekonstruiert. Im Zentrum stehen dagegen die konkreten Wahrnehmungen, Erfahrungen und Reaktionsweisen der (potenziell) von rechter Gewalt betroffenen Menschen. Diese verstanden die Drohung und erfassten den Raum in einer »Syntheseleistung« als Gefahrenzone.<sup>8</sup> Angesichts der Tatsache, dass damals von staatlichen Stellen, allen voran von der Polizei, kaum Schutz und Unterstützung zu erwarten waren, die Menschen sich also in einem Vakuum öffentlicher Ordnung befanden, reagierten sie auf diese Verwandlung von Alltagsräumen in liminale Gewalträume auf facettenreiche Weise.<sup>9</sup> Sie entwickelten, angepasst an die lokalen Gegebenheiten, vielfältige Formen der Selbstverteidigung, des Selbstschutzes, der Selbstrettung, der Selbstorganisation; Reaktionsweisen, die Forschende gerade erst auszuleuchten beginnen.<sup>10</sup>

Als Quellen dienen dieser tentativen Analyse die mediale Berichterstattung, untersucht werden Zeitungsreportagen, aber auch die allgemein wenig konsultierten filmischen Dokumentationen, die zeitgenössisch und in den Folgejahren entstanden. Die Presse ging mit der Gewalt auf unterschiedliche Weise um: Zwar lag der Fokus, wie erwähnt, allzu oft und in problematischer Weise auf den Taten und den Täter:innen. Gleichwohl finden sich Beispiele für

---

8 Vgl. zum Begriff ebd., S. 230.

9 Zur Rolle der Polizei in der ersten Hälfte der 1990er Jahre siehe die Arbeiten von Christoph Kopke, hier nur passend zum Fallbeispiel: »Polizei und militanter Neonazismus in Brandenburg«, in: Heike Kleffner/Anna Spangenberg (Hg.): *Generation Hoyerswerda. Das Netzwerk militanter Nazis in Brandenburg*, Berlin 2016, S. 170–180.

10 Vgl. Carsta Langner: »... daß niemand im Dunkeln alleine nach Hause gehen muss.« Zur Wahrnehmung rechter Gewalt in der ostdeutschen Umbruchsgesellschaft«, in: Till Kössler/Janosch Steuwer (Hg.): *Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre*, Bonn 2022, S. 180–199; Stefan Zeppenfeld: »Feuerlöscher, Revolver und der Kampf um Anerkennung. Migrantische Reaktionen auf rassistische Gewalt in Westdeutschland«, in: Till Kössler/Janosch Steuwer (Hg.): *Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre*, Bonn 2022, S. 205–224; Franka Maubach: »Mölln, Solingen und die lange Geschichte des Rassismus in der Bundesrepublik«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72/49-50 (2022), S. 27–32, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/rechte-gewalt-in-den-1990er-jahren-2022/515773/moelln-solingen-und-die-lange-geschichte-des-rassismus-in-der-bundesrepublik/> (letzter Zugriff 14.9.2023).

einen gut recherchierten, reflektierten und sensiblen Journalismus, Reportagen und Dokumentationen, die die Geschichte der Opfer ausleuchteten und ihre Perspektive stark machten, ohne sie bloßzustellen oder gar zu gefährden. Zu Eberswalde etwa legte der Filmemacher Thomas Balzer in den Jahren 1992 und 2000 mehrere Dokumentationen vor. Aus diesem systematisch noch nicht ausgewerteten Quellenmaterial kann eine erfahrungs- und mikrogeschichtlich informierte Analyse heute schöpfen. Dass im Fall von Amadeu Antonios Tod eine intensivere Berichterstattung erst im Sommer 1992 einsetzte, lag nicht nur am Prozessbeginn im Juli, sondern auch daran, dass die öffentliche Aufmerksamkeit für Rechtsextremismus und rechte Gewalt mittlerweile deutlich angestiegen war. Noch während der Prozess lief, erreichte die Gewaltwelle mit dem Pogrom in Rostock-Lichtenhagen im August desselben Jahres einen Höhepunkt. Trotz der gestiegenen Aufmerksamkeit: Juristisch wurde die Tat nicht als Mord beurteilt, sondern als schwere Körperverletzung mit Todesfolge. Die Höchststrafe belief sich nach Jugendstrafrecht auf viereinhalb Jahre – dies war repräsentativ für den zeitgenössischen Umgang mit den oft noch sehr jungen Tätern.

## 2 Der Mord an Amadeu Antonio im Kontext lokaler Umfeld- und Folgegewalt

Was bedeutete rechte Gewalt in den »Baseballschlägerjahren«? Der von Christian Bangel geprägte Begriff, der als Hashtag Karriere machte, unter dem sich in kurzer Zeit zahllose Erinnerungen an erlebte rechte Gewalt sammelten, ist nicht nur wegen seiner eingängigen Drastik passend.<sup>11</sup> Er bringt auch ein spezifisches Charakteristikum zeitgenössischer Gewaltanwendung auf den Begriff. Denn rechte Gewalt, deren Genese in beide deutsche Staaten zurückführt, mit und nach der Vereinigung aber eine eskalative Dynamik entfaltete – das war in vielerlei Hinsicht eine fast vormodern anmutende Straßengewalt mit einfachen Waffen. Mindestens aus der Ferne erinnert diese Form der Gewaltausübung an die SA-Gewalt um 1930, wo als Waffen »neben den Fäusten«

---

<sup>11</sup> Vgl. dazu Christian Bangel: »#Baseballschlägerjahre. Ein Hashtag und seine Geschichten«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 72/49-50 (2022), S. 4–9, <https://www.bpb.de/515769/baseballschlaegerjahre/> (letzter Zugriff 14.9.2023).

Gegenstände ausreichten, »die man im Wirtshaussaal vorfand«.<sup>12</sup> Auch Eberswalde übrigens wurde am Ende der Republik zum Ort politischer Gewalt: 1932 überfielen dort, wie die *Vossische Zeitung* berichtete, sechzig SA-Männer drei Sozialdemokraten mit Stahlstangen und Totschlägern.<sup>13</sup>

Zwar bediente sich die Gewalt einfacher Mittel, aber sie hatte schwere, manchmal tödliche Folgen und viele verschiedene Formen, die auf der Mikroebene lokalen Geschehens, raumbezogen und körpernah, bislang kaum genau ausdifferenziert wurden. Als Drohung eingesetzt wurde dabei nicht zuletzt der eigene Körper, dessen Kraft durch Masse potenziert wurde: einerseits dadurch, dass die eigene Leibesfülle und Muskelmasse durch Training und einen aufgeblasenen Habitus zunahmen. Andererseits diente der Auftritt in großen Gruppen der Suggestion von ›Masse und Macht‹; die durch die Straßen marodierenden Skinhead-Horden waren berüchtigt. Indem sie sich schnell bewegten – man denke an Hetzjagden wie die ›Himmelfahrtskrawalle‹ 1994 in Magdeburg, wo die Täter:innen ihre Opfer durch die Innenstadt trieben –, oder marschierten und rhythmisch Slogans brüllten, versuchten sie, den Raum um sich herum einzunehmen, auszuweiten und zu dominieren. Diese Strategien einer gewaltsamen Raumnahme konnten darüber hinwegtäuschen, dass die Täter darüber hinaus nicht über Macht verfügten.

Angesichts der mangelhaften Ausstattung wurde der Körper selbst zur Waffe, nicht zuletzt, indem die Gliedmaßen, die Verletzungen beibringen konnten – Hände und Arme, Füße und Beine – armiert wurden: Finger wurden mit Schlagringen bewehrt, Baseballschläger oder andere Schlagwaffen erhöhten die Reichweite der Arme und potenzierten ihre Schlagkraft, Stahlkappenschuhe – die berüchtigten Springerstiefel – wurden zu todbringenden Waffen. Mit ihnen wurde auf die am Boden liegenden Körper eingetreten und auf Köpfe gesprungen. Einfache Wurfgeschosse wie aus der Straße gelöste Pflastersteine oder benzingefüllte Brandflaschen, die Molotowcocktails, wurden in Fenster von Flüchtlingsheimen oder Wohnhäusern geworfen.

<sup>12</sup> Dirk Schumann: Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001, S. 308, der die Straßenkämpfe und politischen Auseinandersetzungen just in Sachsen untersucht, einer Kernregion rechter Gewalt nach 1990. Es wäre zu sondieren und zu diskutieren, ob und inwieweit sich die hier vorgeschlagene Perspektive von den Forschungen zur politischen Gewalt in der Weimarer Republik anregen lassen kann.

<sup>13</sup> Vgl. Peter Fritzsche: Hitler's First Hundred Days. When Germans Embraced the Third Reich, New York 2020, S. 72 f.

Schreckschusspistolen oder Pyrotechnik kamen zum Einsatz, Schusswaffen, die erst beschafft werden mussten, sehr viel seltener.<sup>14</sup>

Die Täter nutzten Gewalt zudem – bewusst oder nicht – als kommunikativen Akt. Sie setzten darauf, dass ihre Drohungen bei den Opfern ankamen und diese sie verstanden. Von dieser Warte aus betrachtet wird verständlich, warum die zeitgenössische Täterfokussierung der Medien so fatal sein konnte. Nicht selten reproduzierten diese die Inszenierung der Täter und verstärkten so deren Wirkung. Indem Rechten in Dokumentationen zudem das Wort gegeben wurde, ließ man die Täter ihre Taten rechtfertigen. Die allerkonkreteste und fatalste Folge dieser Kommunikation auf dem Wege der Gewalt aber war die Wirkung auf diejenigen, die von ihr betroffen waren und für die der Alltag zum Ausnahmezustand geriet. Vor allem erhöhte sich die Zahl konkreter Kippmomente, in denen Alltag in Gewalt umschlagen konnte und umschlug. Gewaltsymbole im öffentlichen Raum wie die Gewaltakte selbst stellten die Grenz- und Gefahrenerfahrung auf Dauer.

Für die ostdeutschen »Baseballschlägerjahre«, die durchaus über ein westdeutsches Pendant verfügten, ist die Sichtbarkeit von Rassismus im Raum ein wichtiges Stichwort.<sup>15</sup> Schon in der Spätphase der DDR waren sporadisch der Hitlergruß gezeigt und Hakenkreuze an Wände gemalt worden. Der (notorisch genannte, aber ebenfalls noch kaum quellenbasiert erforschte) Überfall von Skinheads auf ein Konzert in der Berliner Zionskirche 1987 hatte im engen Rahmen gelenkter Diskurse eine neue Wahrnehmung der rechten Szene in der DDR eingeleitet, die nicht nur aus dem als »neofaschistisch« verstandenen Westen in den Osten geschwappt, sondern als autochthones Phänomen zu verstehen war. Mit und nach Maueröffnung und Vereinigung nahmen solche Zeichen und Handlungen im öffentlichen Raum eruptiv zu. Wohl auch in einem vulgären Verständnis von Demokratie als einer direkten Herrschaft des

<sup>14</sup> Eine Ausnahme stellt etwa der rechtsradikale Amokläufer von Koblenz dar, ein weit hin unbekannter Vorgänger der Täter von Halle und Hanau, der eine Waffe aus dem Waffenschrank seines Vaters, eines Fremdenlegionärs, stahl. Am 24. August 1992, als in Rostock-Lichtenhagen das Pogrom wütete, schoss er damit auf dem Koblenzer Centralplatz gezielt in eine Gruppe von Punks, Alternativen und wohnsitzlosen Menschen; Frank Bönisch erlag seinen Verletzungen. Aus dem Urteil wird nicht nur ersichtlich, dass der Täter in die rechtsextremen Netzwerke der Region eingebunden war, sondern sich auch mit Fantasien über Erschießungen im Holocaust aufgeputscht hatte.

<sup>15</sup> Vgl. zur rassistischen Gewalt in der Bundesrepublik und in Westdeutschland: F. Maubach: Mölln.

›Volkes‹, wurden rechte Dispositionen zur Schau gestellt und zelebriert. In diesem Klima mussten vor allem diejenigen um ihre körperliche Integrität und um ihr Leben fürchten, die dem Aussehen nach zu potenziellen Opfern wurden und regelmäßig als nicht zum ›Volk‹ gehörig stigmatisiert wurden. Straßen, Haltestellen und Plätze wurden nicht zuletzt für Schwarze Menschen gefährlich, die aus den postkolonialen Gesellschaften Angolas oder Mosambiks als Arbeitsmigranten oder Studierende in die DDR gekommen waren.

Die Vorurteilskomplexe, die sich ihnen gegenüber bereits zu DDR-Zeiten ausgeprägt hatten, waren ähnlich drastisch wie diejenigen gegenüber ausländischen Werktätern etwa aus Vietnam, unterschieden sich aber auch von ihnen.<sup>16</sup> Unterhalb der Ebene staatlicher Solidarität und Solidaritätskampagnen etwa für Angela Davis, die in bestimmten gesellschaftlichen Milieus durchaus auf Resonanz gestoßen waren, hatte sich ein virulenter Alltagsrassismus entwickelt, von dem einige derjenigen, die ihn erlebten, nachmalig berichtet haben. Der Rassismus im Alltag wie in der Gesellschaft stieß in die Lücke einer fehlenden Aufklärung über Herkunft, Einsatz und Leben der ausländischen Werktätern in der DDR. Mit Blick auf Schwarze Menschen – vor allem Männer – variierte er tradierte sexualisierte Stereotype wie das einer vermeintlich überdurchschnittlichen sexuellen Attraktivität wie Aktivität von Schwarzen. Auf der lokalen Ebene verdichteten sich diese Stereotype teilweise zu Gerüchten über deren Beziehungen mit deutschen Frauen, die ein außerordentliches Wirkpotenzial besaßen und sich aus realen Beziehungen nährten. Diese und andere Gerüchte über Lebenswandel oder Arbeitsmoral – Gerüchte spielen eine wesentliche, noch kaum systematisiert erforschte Rolle als Auslöser von rassistischer Gewalt, vor allem von Pogromgewalt – hatten schon die Ausschreitungen gegenüber algerischen Werktätern in Erfurt gespeist und befeuert. Sie waren just 1975 losgebrochen, in dem Jahr, als mit den Algeriern die erste größere und im Alltag sichtbare Gruppe von Werktätern aus einem afrikanischen Land in die DDR kam. Auch hier hatten Gerüchte über sexuelle Übergriffe als Initialzündung fungiert. Diese Vorurteilskomplexe waren stets aktiverbar und spielten auch in Eberswalde eine Rolle.

---

<sup>16</sup> Zur antivietnamesischen Gewalt und dem Mord an Nguyễn Văn Tú in Berlin-Marzahn im April 1992 vgl. Franka Maubach: »Lichtenhagen ist überall. Gewaltpraktiken und Rassismuserfahrungen im ostdeutschen Umbruch«, in: Jörg Ganzenmüller (Hg.): Transformationserfahrungen. Lebensweltliche Umbrüche in Ostdeutschland seit 1990 (im Erscheinen).

Hier hatte zu DDR-Zeiten eine größere Gruppe von Männern und Frauen aus Angola unter anderem im örtlichen Fleischkombinat, einem der größten in Europa, gearbeitet. Nach der forcierten Rückführungs politik der letzten DDR-Regierung (und dann der Regierungen im vereinigten Deutschland) waren nur sehr wenige Personen am Ort geblieben – nicht zuletzt diejenigen, die tatsächlich Beziehungen eingegangen waren, Familien gegründet hatten und Väter oder Mütter geworden waren. Vor allem mit und nach der Vereinigung wurde diese schließlich auf nur zwanzig Personen geschrumpfte Gruppe immer wieder das Ziel von Angriffen einer ihrerseits rasant anwachsenden Neonazi-Szene. Auch die Eskalation in der Nacht vom 24. auf den 25. November 1990, der Mord an Amadeu Antonio, war das Resultat einer gezielten, ja sogar angekündigten Gewalt.

Örtlicher Treffpunkt der Rechten war der *Rockbahnhof* in Eberswalde-Finow. Dort habe sich »geballt rechte Szene« getroffen, wie der evangelische Gemeindepädagoge Martin Appel, der in unmittelbarer Nähe lebte, in der Dokumentation von Thomas Balzer berichtete.<sup>17</sup> Damit gehört der *Rockbahnhof* zu jenen (ebenfalls mikrogeschichtlich und raumbezogen noch unzureichend erforschten) rechtsdominierten Jugendclubs, die sich unter dem Motto einer »akzeptierenden Jugendarbeit« zu Verdichtungsräumen der Gewaltmobilisierung entwickelten.<sup>18</sup> Ein notorisches Beispiel für einen solchen von rechter Subkultur dominierten Raum stellt auch der *Winzerclub* in Jena dar, wo sich das NSU-Kerntrio in den Terror hineinsozialisierte.

Im Eberswalder *Rockbahnhof* hatten sich, so nahm es Martin Appel wahr, schon 1990 gewalttätige Routinen rechter Vergemeinschaftung eingeschliffen. Jedes Wochenende nach dem Ende der Disco seien einschlägige rechte Slogans gerufen worden (»Deutschland den Deutschen, Ausländer raus«), danach sei der aufgeputzte Mob regelmäßig weitergezogen. In der Tatnacht, so Appel, sei es besonders laut gewesen, und tatsächlich war, das ergaben die Ermittlungen, eine Skinhead-Gruppe aus Garz zu Besuch in Eberswalde. Als der Zug von

---

<sup>17</sup> Auch für die folgenden Zitate von Martin Appel siehe den Dokumentarfilm: *AMADEU ANTONIO* (DEU 1992, R: Thomas Balzer), Min. 17:30-18:40.

<sup>18</sup> Zur akzeptierenden Jugendarbeit: Lucia Bruns: »Jung, männlich, ostdeutsch, gewalttätig? Die Debatte um Jugendarbeit und rechte Gewalt seit den 1990er Jahren«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72/49-50 (2022), S. 39–45, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/rechte-gewalt-in-den-1990er-jahren-2022/515775/jung-maennlich-h-ostdeutsch-gewalttaetig/> (letzter Zugriff 14.9.2023); Till Kössler/Janosch Steuwer: »Pädagogik gegen rechts«. Bildungs- und jugendpolitische Reaktionen auf rechte Gewalt der frühen 1990er-Jahre«, in: dies. (Hg.): *Brandspuren*, S. 230–250.

Finow aus in die Innenstadt aufbrach, umfasste er rund 50 Personen aus der gewaltbereiten Skinhead- und Heavy-Metal-Szene. Nach einer, wie Appel es nennt, »kleinen Zerstörungstour durch Finow« ging die Gruppe Richtung *Hütten gasthaus*, der einzigen Gaststätte, die Schwarze noch einließ, geführt von einem Wirt, der für die Angehörigen der Community als eine Art Schutzpatron fungierte. Wie das Verfahren erwies, habe der Gewaltzug eine »konkrete Zielrichtung« gehabt: Man habe, so wurden die Täter in der wenig sprachsensiblen Presseberichterstattung zitiert, »N [...] aufklatschen« wollen.<sup>19</sup> Darum war die Polizei alarmiert; zivile Ermittler folgten der Gruppe. Trotz dieser ›Polizeibegleitung‹ wurde Amadeu Antonio, der den Tätern auf dem Nachhauseweg in Richtung Finow entgegenkam, von sechs Tätern im Kreis umstellt und, ähnlich wie oben abstrakt beschrieben, getötet. Drei Zivilermittler, ganz in der Nähe und bewaffnet, waren nicht eingeschritten.

### **3 Gefahrenerfahrung, Selbstverteidigung, Selbstorganisation**

Will man etwas über das außerordentliche Bedrohungspotenzial dieser Gewalt für die potenziell Betroffenen herausfinden, müssen neben der Tat selbst auch die Umfeld- und Folgegewalt in den Blick genommen und die Gewalträume über einen längeren Zeitraum hinweg untersucht werden. Durch den Mord entstand eine wirksame Drohkulisse, die sich in der konstanten Sabotage des Alltags der potenziell Betroffenen ebenso äußerte wie in der Zerstörung ihrer Räume.

Indem die Kippmomente zunahmen, wurde der Alltag zu einem permanenten Grenzgang. Darum lassen sich Gewalttaten wie der Mord an Amadeu Antonio – auch wenn Stadtgesellschaften dies im Sinne der Imagepflege immer wieder versuchen – keinesfalls als limitiert oder gar als Einzelfall behandeln. Rechte Gewaltexzesse waren in gewaltvolle Konstellationen eingebunden und zogen Folgegewalt nach sich, sowohl im direkten zeitlichen Umfeld der Taten als auch danach – oft über Jahre hinweg. Schon auf dem Weg des Zuges durch die Straßen der Stadt war es zu zahlreichen einschlägigen Gewaltakten gekommen: Die Männer hatte den Imbisswagen eines türkischen Besitzers angegriffen, Passant:innen mit Messern und Prügeln bedroht, einem sowjetischen Soldaten die Mütze vom Kopf gehauen, Autos zerstört und Wahlplakate

---

19 Es ist eine Gratwanderung, tätersprachliche Begriffe zu zitieren. Ich habe mich in diesem Fall dagegen entschieden und dies durch Auslassungszeichen markiert.

politischer Gegner von den Laternenmasten gerissen. Sie hatten dabei nicht nur eine Spur der Verwüstung gezogen, sondern auch viele unträgliche Zeichen ihrer Gesinnung hinterlassen.<sup>20</sup> Zwar war das Ziel klar definiert, aber auf dem Weg dorthin wurde der urbane Raum durch zahlreiche Kollateraldelikte codiert.

Nach der Verurteilung der Täter änderte sich für die angolanischen Familien, die noch in Eberswalde geblieben waren, kaum etwas. Die auf Dauer gestellte Drohkulisse schürte die Angst. Manche verstanden den an sie adressierten, vielfach gerufenen oder gesprayten Slogan »Deutschland den Deutschen, Ausländer raus« nicht nur als einen Appell, das Land zu verlassen, sondern als Todesdrohung. Der Eberswalder Moises Mvama drückt es noch dreißig Jahre später in einem Interview so aus: »Für uns war es so wie: Wir dürfen nicht mehr existieren in dieser Welt.«<sup>21</sup> Und Augusto Jone Munjunga, zusammen mit Mvama heute einer der wichtigsten Repräsentanten der angolanischen Community in Eberswalde, beschreibt pointiert, dass der Alltag von Drohungen durchsetzt gewesen sei: »Im Bus, im Zug, oder wo man eingekauft hat, unser Name war Bimbo, N [...], Ausländer raus.« Sowohl die zeitgenössischen Quellen wie die späteren Interviews mit Schwarzen Ostdeutschen weisen nach, wie gängig das N-Wort damals war, nicht nur bei den Tätern, sondern auch in der Presse und im Alltagsgespräch, und wie leicht es denjenigen, die nicht von Rassismus betroffen waren, über die Lippen ging. So war eine ansonsten durchaus reflektierte Zeitungsreportage über den Prozess, der ein Foto von Amadeu Antonio beigegeben war, mit einem Zitat der Eberswalder Bevölkerung überschrieben (»Den N [...] trauert hier sowieso keiner nach«).<sup>22</sup> In der wiederholten Verwendung – ob als Schimpfwort oder kritisches Zitat – erlangte die Tätersprache breite Präsenz und spiegelte so den Rassismus im Alltag wider.

Nach dem Mord an Amadeu Antonio richteten sich Drohungen zudem gegen dessen Freundin, eine Eberswalderin, die kurz nach der Tat einen Sohn zur Welt gebracht hatte; aus Sicht der Neonazis erfüllte sie die erwähnten

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu Kopke, Polizei, S. 170 f.

<sup>21</sup> Dokumentarfilm: BASEBALLSCHLÄGERJAHRE – AMADEU ANTONIO (DEU 2020, R: Lydia Meyer), Min. 2:17-2:19.

<sup>22</sup> Vgl. (für alle weiteren Zitate aus der Reportage) Holger Stark: »Den N [...] trauert hier sowieso keiner nach.« Heute beginnt der Prozess gegen sechs Jugendliche, die im November 1990 den Angolaner Amadeu Antonio in Eberswalde zusammenschlugen«, in: Berliner Zeitung vom 1.7.1992, S. 3.

sexualisierten Stereotype. Wenig später waren auf dem Kinderwagen Hakenkreuze zu sehen; rechte Zeichen, die die Mutter als Drohung zu lesen gewusst haben wird. In einem weiteren Sinne müssen die Hakenkreuze, die in den »Baseballschlägerjahren« überall auftauchten – Thomas Balzer filmte ein ganz unauffälliges auf einer Bodenplatte in Eberswalde – als Drohzeichen viel ernster genommen werden, als es der geläufige, unreflektiert verwendete Begriff des »Schmierens« nahelegt. Vermutlich setzte er sich mit der »Hakenkreuzschmierwelle« an der Jahreswende 1959/60 durch, als Hakenkreuze – nebst dem Slogan »Deutsche fordern: Juden raus« – zuerst an der Kölner Synagoge und dann in der ganzen Bundesrepublik (sowie in der DDR) aufgetaucht waren. Bundeskanzler Konrad Adenauer nahm damals den Antisemitismus, der sich darin artikulierte, zwar ernst, sprach aber auch von »Lümmeln«, die eine »Tracht Prügel« verdient hätten. Er gab so den Ton einer verharmlosenden Deutung vor, die über den Begriff des »Schmierens« (oder, im Fall der Debatte um Hubert Aiwanger 2023, der »Jugendsünde«) Äußerungen rechter Ideologie zu bloß unästhetischen und vor allem unreflektierten Spontanhandlungen Halbstarker abqualifiziert. Dagegen sollte das Phänomen mit den methodischen Mitteln einer etwa im Kontext der alten Geschichte längst elaborierten Graffitiforschung untersucht werden, denn die rechten Zeichen markierten jenen Grenzraum, in dem sich der Alltag in einen Ausnahmezustand verwandelte.<sup>23</sup> Rechte Zeichen in der Öffentlichkeit markierten Ansprüche rechter Raumnahme, potenzierten rechte Ideologie in Abwesenheit ihrer Träger, fungierten aber auch als konkrete Drohung.

Den Alltag zum Ausnahmezustand machten zudem Überfälle auf und die Zerstörung von Räumen potenzieller Opfer, von halböffentlichen Räumen wie Cafés oder sogar von Privatwohnungen. Nachdem anhand eines Fernsehbeitrags ihr Aufenthaltsort identifizierbar geworden war, wurde die Wohnung von Amadeu Antonios Partnerin ebenso zertrümmert wie die ihrer Schwester.<sup>24</sup> Schutz von Behörden oder von der Bevölkerung erfuhr sie kaum, wie die *Berliner Zeitung* in einem kleinen Textkasten beklagte.<sup>25</sup> Die Frau, die Thomas Balzer in seiner Dokumentation zur Sicherheit nur von hinten zeigte, habe sich »kaum noch aus dem Haus« gewagt, sie sei von Wohnung zu Wohnung

<sup>23</sup> Vgl. Polly Lohmann (Hg.): Historische Graffiti als Quellen. Methoden und Perspektiven eines jungen Forschungsbereichs, Stuttgart 2018.

<sup>24</sup> So beschreibt es H. Stark: »Den N [...] trauert hier sowieso keiner nach.«

<sup>25</sup> »Witwe in Not«, in: Berliner Zeitung vom 24.7.1992, S. 15, dort auch die folgenden Zitate.

gezogen, schließlich aus der Stadt geflohen. Nun bat die *Liga für Menschenrechte* um Spenden und darum, der gefährdeten Frau den erforderlichen Schutz zu gewähren. Gewalt gegen Sachen hing hier eng mit der Gewalt gegen Menschen zusammen: Die Invasion des Privatraums, der Rückzug und Schutz versprach, intensivierte das Gefühl eines Lebens im Ausnahmezustand, stellte es auf Dauer; ein Psychoterror, der Menschen mürbe machen konnte.

Wie reagierten potenziell Betroffene auf die Bedrohung? In der erwähnten Reportage zum Prozessaftakt nahm Holger Stark die Perspektive der angolanischen Community in Eberswalde auf und berichtete von den durchaus kreativen Selbstschutzstrategien eines weiteren angolanischen Vertragsarbeiters, im Text Alfredo genannt. Dieser habe, so Stark pointiert, »aus seinem Leben einen ausgeklügelten Sicherheitsplan gemacht«. Nicht nur habe er sein Namensschild von der Tür entfernt, er hege und pflege auch seinen Wartburg, der ihm eine sichere Mobilität durch die Stadt ermögliche (auch wenn es sogar Autojagden auf »Ausländer« gab, die manchmal tödlich endeten). Die Hauptsache sei, dass das Auto fahre, denn das sei »fast schon eine halbe Lebensversicherung hier in Eberswalde, wenn man eine schwarze Hautfarbe hat.«

Allgemein und über Eberswalde hinaus lassen sich zahlreiche Strategien des Selbstschutzes, der Selbstverteidigung oder Selbstorganisation finden. Sie sind ein weiteres Indiz dafür, wie wenig Unterstützung den Menschen von öffentlicher Seite und den zuständigen Stellen zukam; man war auf sich selbst zurückgeworfen. Schon die drei angolanischen Männer, die mit Amadeu Antonio zusammen den Tätern in die Arme gelaufen waren, hatten sich ange-sichts des ausgebliebenen Polizeieinsatzes durch Flucht selbst gerettet – das Wegrennen ist ein fester Topos in Ego-Dokumenten, aber auch in literarischen Texten über diese Zeit. Daneben versuchten die Betroffenen, dem Gefühl einer existenziellen Ent-sicherung auf ganz unterschiedliche, vielfältige und individuelle Weise beizukommen. Türkeistämmige Kinder im Westen der Republik nahmen nach den Brandanschlägen von Mölln und Solingen ihre Galatasaray-Istanbul-Wimpel aus den Fenstern, um das Haus nicht von außen identifizierbar zu machen, Kinder im Osten überwanden den Weg zur Schule rennend, manche lernten das Boxen oder bewaffneten sich. Angesichts der latenten Lebensgefahr zog man sich aus der Öffentlichkeit zurück oder bevorzugte eine abgesicherte Bewegung in der Gruppe; manch eine Familie entschied sich dazu, die Stadt – oder das Land – zu verlassen. Wer sich mit dem Kosmos dieser Selbstschutzstrategien beschäftigt, kann viel lernen über die Gefahrenerfahrungsgeschichte von Menschen mit Migrationsgeschichte im gerade vereinigten Deutschland.

## 4 Utopien rassismusfreier Räume – und das *Palanca*

Öffentliche Orte wie Straßen, Plätze oder Bushaltestellen, aber auch halbförfentliche Orte wie Cafés (und manchmal sogar Privatwohnungen) wurden in den »Baseballschlägerjahren« zu Gewalträumen. Eigentlich Orte des selbstverständlichen, manchmal selbstvergessenen Alltags entwickelten sie sich zu Gefahrenzonen, die Bewegung in ihnen zu einem fortgesetzten Grenzgang. Durch Codes wie gesprayte Hakenkreuze oder geschriene Slogans markiert, durch eine selbstherrliche Dominanzkultur und die Massivität armer Körper beansprucht, wurden sie ausgeweitet und auf Dauer gestellt. Kippmomente, an denen Alltag in Gewalt umschlagen konnte, nahmen zu und wurden nicht zuletzt darum zur Normalität, weil weder staatliche noch städtische Institutionen oder zivilcourageierte Einzelne die Menschen ausreichend schützten oder migrantische Räume absicherten. Der Erfahrung einer fortwährenden Lebensbedrohung konnten sich Menschen entziehen, indem sie wegzogen. Blieben sie am Ort, fanden sie Strategien der Selbstrettung, Selbstverteidigung, Selbstorganisation, die als Rückzug auf sich selbst und die eigene Community zu begreifen sind. Mit diesen Gefahrenerfahrungen lässt sich auch die Entfremdung migrantischer Communities von der deutschen Gesellschaft und vom Staat erklären, die für das mittlerweile selbsterklärte ›Einwanderungsland Deutschland‹ bis heute eine Bürde darstellt. Sie nachzuvollziehen, verspricht ein anderes Verständnis von den vielbemühten und -kritisierten ›Parallelgesellschaften‹.

Immer wieder öffneten sich selbstorganisierte Räume aber auch zur Mehrheitsgesellschaft – trotz aller Gewalterfahrung. Engagierte Betroffene bauten Vereine als *safe spaces*, aber auch als Räume eines transkulturellen Austauschs auf. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre gegründet, stellen sie heute nicht selten Orte einer längst professionalisierten migrantischen Selbstorganisation dar; um und nach 2015 erweiterten einige ihren Arbeitsbereich auf die Flüchtlingsarbeit. Ein besonders bekanntes Beispiel stellt der vietnamesische Verein *Diên Hông* in Rostock dar, der nicht nur das Gedenken an das Pogrom im August 1992 wachhält, sondern im Tagesgeschäft eine breite Palette von Kursen anbietet und Veranstaltungen organisiert.

In Eberswalde gründeten Mitglieder der angolanischen Community im Jahr 1994 einen afrikanischen Kulturverein, das *Palanca*, das außerhalb des Stadtzentrums auf einem ehemaligen Kasernengelände liegt. Seit der Gründung wurden auf dessen Räumlichkeiten wiederholt Brandanschläge verübt. Im Jahr 2000, zehn Jahre nach dem Tod von Amadeu Antonio, brannte das

*Palanca* vollständig aus. In der Follow-Up-Dokumentation von Thomas Balzer führt Joaquim Francisco João durch die ausgebrannten Räume, zeigt, wo das Büro und wo der Veranstaltungsraum gewesen waren, wo die Computer und die Musikanlage gestanden hatten: »Und jetzt«, beschließt er seine Führung, »ist es verbrannt; müssen wir wieder neu aufbauen.«<sup>26</sup> In einer kurzen Dokumentation sieht man das *Palanca* zwanzig Jahre später: Die Engagierten, alte Bekannte wie der Leiter des Vereins, Augusto Jone Munjunga, aber auch ein junger Geflüchteter aus dem Sudan, Mustafa Hussein, als Vertreter der jungen Generation, bereiten sich auf den 30. Jahrestag vor, organisieren Veranstaltungen, arbeiten mit der Initiative *Barnim für alle* zusammen; das lokale Doing Memory an Amadeu Antonio wäre ein eigenes, lohnenswertes Thema.

Aus dem *Palanca*, das sich mittlerweile etabliert hat und über seinen Gründungszusammenhang hinaus expandiert, ist so ein lebendiger (post-)migratischer Ort geworden. Sein Traum, sagt Mustafa Hussein 2020 in die Kamera, sei es, eine Welt mit »null Rassismus« zu schaffen.<sup>27</sup> Eberswalde, so Augusto Jone Munjunga, sei ein Stück vom Planeten, also eine »Welt für alle«. Trotz der Utopie rassismusfreier Räume, an die sie glauben und an der sie arbeiten: Rassismus im Alltag erleben beide weiterhin.

---

<sup>26</sup> Siehe den Dokumentarfilm: ÜBERLEBEN IN EBERSWALDE (DEU 2000, R: Thomas Balzer), Min. 5:01-5:07.

<sup>27</sup> Die beiden Zitate im Dokumentarfilm: BASEBALLSCHLÄGERJAHRE – AMADEU ANTONIO (DEU 2020, R: Lydia Meyer), Min. 15:00-15:15.